

Kreise, die sich mit der sozialen Frage befassen, vermißt man nur ungern die Münchener „Soziale Woche“, die Katholische Arbeiterhochschule in Kochel, den Peitinger Kreis und den rührigen deutschen Zweig des Internationalen Instituts für Sozialwissenschaft und Politik mit dem Sitz in Regensburg, wo seit kurzem auch die Zeitschrift dieses Instituts („Politeia“) herauskommt.
F. A. v. d. Heydte.

Dramen

Schauspiele. Von Bernt von Heiseler. Erster Teil. (389 S.) Gütersloh 1949, Bertelsmann. DM 12.—.

Bernt von Heiseler ist einer von den letzten Dichtern, die sich noch der klassischen Tradition verhaftet fühlen. Diese dramatische Kunst glaubt noch an eine Verklärung im Idealen; sie ist unverzweifelt und zerbricht auch an den unvereinbaren Gegensätzen nicht. In der Form strebt sie nach dem vollendeten Wohlklang, und das Ringen um die Lauterkeit des Verses wird mit dem Geschenk der poetischen Grazie belohnt.

Am fruchtbarsten erweist sich von Heiseler Formkraft, wo ihm, wie bei der Neudichtung von Calderons „Lautem Geheimnis“ ein Stoff von starker Lebendigkeit schon vorgegeben ist. Die andere Komödie: „Des Kaisers Schatten“ verliert dagegen langsam ein wenig an Frische, weil der formenden Kraft allmählich die Fülle des zu Formenden ausgeht.

„Cäsar“, das dritte Stück, ist darin echte Tragödie, daß die Widersacher mit gutem Gewissen einander entgegenstehen. Beide haben recht, aber das Recht beider kann nicht nebeneinander bestehen. Es ist die Tragödie nicht nur Cäsars und des Brutus, sondern des Politischen überhaupt. Die Durchführung freilich ist nicht ganz unparteiisch genug. Cäsar ist der edle Tyrann (eine für uns im Augenblick nicht sonderlich glaubwürdige Figur) und Brutus ist der engstirnige Doktrinär, den Antonius am Ende nicht ohne Recht für einen Narren erklärt. Man kann ihn nicht einmal ehrlich bemitleiden. Denn was ihn zu seiner Tat treibt, ist nicht eine Notwendigkeit seines Wesens oder der Umstände, sondern nur die bornierte Idee eines abstrakten Republikanertums. Aber auch der tragische Trotz Cäsars gegen alle Warnungen und Vorbedeutungen wird mehr aus einem Grundsatz als aus einer Quelle in seiner Person abgeleitet. Doch sollten diese kleinen Schwächen das Stück nicht von der Beteiligung an einer wichtigen Diskussion ausschließen.

Der Band ist der erste Teil einer Gesamtausgabe des dramatischen Werkes des Autors.
W. Barzel S. J.

Antigone, Medea, Das Weib Jesebel, Romeo und Jeanette. Vier Stücke von einst und jetzt. Von Jean Anouilh. (458 S.) Innsbruck 1949, Abendländische Verlagsanstalt. DM 14.80.

In jedem der vier Stücke handelt es sich um ein Scheitern in der Liebe, und jedesmal ist eine Frau die Scheiternde. Die junge Antigone muß dem Leben und ihrem Bräutigam entsagen, weil es für sie Wichtigeres zu tun gibt: den toten Bruder mit Erde zu bedecken und dafür mit dem Tode bestraft zu werden. Medea verliert Jason, weil der nicht länger ihrer wilden Leidenschaft gewachsen ist und in ordentlicheren Bahnen ein gesetzteres Leben anfangen will. Das Weib Jesebel ermordet ihren Gatten, den sie haßt, weil ihre unersättliche geschlechtliche Gier an ihm kein Genüge fand. Jeanette konnte Romeo der Nebenbuhlerin nicht entziehen, da gewinnt sie ihn doch noch, indem sie ihn in den gemeinsamen Tod lockt.

Alle diese Gestalten haben etwas Makabres, krankhaft Verkürztes, ja Abgeschmacktes. Die Ursache ihres Untergangs liegt nicht im tödlichen Zusammenprall mit der Welt, auch nicht in einem Dämonischen oder Schicksalhaften, das sie treibt. Sondern sie alle leiden an Lebensschwäche und flüchten von ihr in den gewaltsamen Rausch. Gerade weil sie keinen Dämon haben, stürzen sie sich in einen Strudel, der dämonisch aussieht, aber in Wirklichkeit nur der überkompensierende Aufruhr eines Nichts ist. Weil sie eines Schicksals nicht fähig sind, fordern sie die Mächte des Daseins heraus, sie zu zerstören, oder sie üben selbst eine Zerstörung, damit ihnen wenigstens dieser Augenblick sicher sei. Antigone, noch die edelste Gestalt, geht nicht aus Liebe oder Pietät für ihren Bruder, dem Kreon die Bestattung verweigert, in den Tod, nicht einmal aus Trotz gegen die sich überhebende Staatsmacht, sondern weil der Tod die einzige Chance ihres Daseins ist. „Ich bin da um nein zu sagen und zu sterben“ (90).

Anouilh wird nicht müde, das Glück und die Glücklichen anzuklagen. „Ihr widert mich alle an mit eurem Glück.“ „Es ist so einfach glücklich zu sein!... Schwindeln Sie, mein Lieber, schwindeln Sie mit allem, besonders mit Ihnen selbst.“ (375). Anouilh kennt kein echtes Glück; denn er sieht im Glück nur den Versuch, die Schwäche in die Länge zu ziehen und vor ihrer Unausweichlichkeit feige die Augen zu schließen. Hinzukommt, daß die Maßlosigkeit, mit der der Dichter sich im Negativen festbeißt, oft den Eindruck pubertätshafter Auflehnung erweckt.

Doch wenn es gelingt, diese Einwände der Form zuzuschreiben, dann behält der Inhalt etwas äußerst ernst zu nehmendes. Der Kern der Aussage Anouilhs, der übrigbleibt, wenn man ihn von aller Welt-

schmerzromantik und Dienstmädchenerotik befreit, hat dem Christen etwas zu sagen. Daß das Flammende eines Untergangs (Antigone und Jeanette) oder das Glühende selbst einer Zerstörungstat (Medea und Jessebel) — vom Moralischen einmal abgesehen — mehr Daseinsgefühle enthalten kann als ein „ordentliches“ Leben. Daß die Glücksucher das Glück verlieren, je mehr sie es festhalten wollen. Daß das Leben Situationen stellt, in denen nur der heiße und unbedingte Zugriff gewinnt, alles Zögern aber schon Verlust, wenn nicht Abfall bedeutet. Daß Liebe in einem tiefen Zusammenhang mit dem Tod steht: das alles wäre mit der Lehre vom Kreuz zu konfrontieren.

Es ist nicht zu verstehen, warum dem Band das in Deutschland bekannteste Stück des Autors von dieser Art fehlt: die „Eurydike“.

W. Barzel S. J.

Zum König geboren. Eine Hörspielfolge um das Leben Jesu Christi. Von Dorothy Sayers. (431 S.) Hamburg 1949, Hoffmann und Campe.

Als der Londoner Rundfunk sich vor die Aufgabe gestellt sah, die britische Moral zu stärken, verfiel er darauf, das Evangelium in der Form moderner Hörspiele als Trost gegen die deutschen Bomben darzureichen. Wir sehen die Botschaft des Herrn nicht gern in den Händen politischer Propagandisten, aber ihre Initiative hat in diesem Fall zu einem Ergebnis geführt, das seinen Anlaß weit hinter sich läßt.

Wahrscheinlich wird es in Deutschland ebenso wie in England auf viele Gemüter wie ein Schock wirken, wenn die heiligen Personen der Schrift so plötzlich unter uns gestellt werden und die heiligen Begebenheiten sich im Jargon und auf die Weise unseres Alltags vollziehen. Aber dieser Schock kann sehr heilsam sein. Irgendwann muß den Christen ja die Einsicht überkommen, daß, was da berichtet wird, nicht Mythos oder Märchen, sondern Wirklichkeit ist. Und wenn eine kleine Schockierung dieser Erkenntnis dienlich ist, so soll man sie sich nicht ersparen.

Über den Geschmack im einzelnen läßt sich freilich streiten. Die Verfasserin ist Kriminalschriftstellerin und versteht etwas von realistischem Dialog. Daß ihr dabei einige Plattheiten unterlaufen, läßt sich vielleicht nicht ganz vermeiden.

Literarisch ist am meisten die Lebendigkeit zu bewundern, mit der die Ereignisse durch die Mittel der Rede und des Berichtes in Bewegung gebracht werden. Doch

handelt es sich wohl mehr um Dramatisierung als um Drama. Wir haben keinen neuen Rembrandt geschenkt bekommen — wer wollte auch gleich so viel verlangen! — sondern eine Hand, die sehr tüchtig im Illustrieren ist.

Die Exegeten werden vielleicht nicht mit allem einverstanden sein. Dorothy Sayers geht mit der Chronologie eigenwillig um und gibt allem eine sehr persönliche und immer originelle Deutung. Wieweit ihre Interpretation zulässig ist, dies zu entscheiden muß einer weiteren Diskussion überlassen bleiben.

Was am meisten Eindruck macht, ist die ungemein selbständige und hinreißende Glaubenskraft der Verfasserin. Sie gebraucht die Verblüffung nie als einen rhetorischen Trick. Wenn sie zu Überraschungen führt, dann nur, weil sie an einem altbekannten Sachverhalt das aufzudecken versteht, was von selbst überraschend ist.

W. Barzel S. J.

Konradin von Hohenstaufen. Ein Trauerspiel von Konrad Weiß. (156 S.) München 1948. Hegner Bucherei — Bucherei im Kösel-Verlag. DM 8.50.

Das Werk, das 1938 zum ersten Mal erschien, ist von Theodor Haecker sehr bewundert worden. Aber man muß wohl ein Haecker sein, um es zu verstehen. Der gewöhnliche Leser merkt zwar deutlich, daß er eine kostbare Perle der Literatur in Händen hält, aber schon wenn er die Gattung bestimmen soll, kommt er in Verlegenheit. Zur Dramatik, der man bisher die Trauerspiele zuteilte, kann man es jedenfalls nicht zählen. Es ist vielleicht sozusagen ein Gedicht schlechthin, ein Gedicht in genere, noch nicht hinabgelangt in eine der unterscheidenden Kategorien, und darum nur den Auserwählten zugänglich. Selbst die Grammatik dieser in sich gekehrten Poesie geht in so nach innen verschlungenen Kreisen, daß der Uneingeweihte in der Prozession der schweren Worte nicht mitschreiten kann. Er ahnt von außen Tiefsinn und Bedeutsamkeit, kann sich aber für den eigenen Gebrauch keine anderen Verse mitnehmen als diese auch ihm verständlichen Sinnsprüche: „Was nichts als Schönheit hat, ist noch nicht Sinnbild.“ (88) Und: „Wenn Jugend aufbricht, muß sie stärker träumen.“ (23)

W. Barzel S. J.

Geschäftliche Notiz

Die Juni-Nummer von „Stimmen der Zeit“ enthält einen Prospekt des Claassen-Verlages in Hamburg, auf den wir unsere Leser besonders aufmerksam machen.